

„Heimat ist etwas, was ich mache“

Frauentagung der Akademie Arnoldshain
Frankfurt, 21./22.10.2011

Prof. Dr. Beate Mitzscherlich
Westsächsische Hochschule Zwickau *

(...)

Heimat scheint ein Begriff von Vorgestern, einer aus einer Zeit, wo die meisten Menschen am Ort ihrer Herkunft blieben, beschränkt auf Haus, Garten, Gemeinde. Wo alles überschaubar, aber auch ein bisschen eng war, insbesondere für Frauen, die nicht nur zuständig waren für den heimischen Herd, sondern für alles was Wärme, Geborgenheit und Zusammenhalt stiftete: Die Pflege der Beziehungen, das schöne Ambiente, Garten und Gemeinde. In diesem Kontext klingt Heimat nicht nur ein bisschen altmodisch, sondern auch nach falscher Idylle, nach Ideologie, nach etwas, das uns einsperrt und gefügig machen soll. Und das die Männer in den Krieg schickt, um dort die Heimat zu verteidigen oder für die Heimat zu sterben, irgendwo in Russland oder der Normandie.

Trotzdem sehnen sich die meisten Menschen nach Heimat, der Begriff hat nach wie vor - trotz seines Missbrauches in allen Diktaturen - einen positiven Klang und ist gerade für Menschen, die keine Heimat mehr haben oder ihre Heimat verlassen mussten, mit einer tiefen Sehnsucht verbunden. Wonach sehnen wir uns da? Ist das Nostalgie oder brauchen wir so etwas wie einen Ausgangspunkt, ein- inneres oder äußeres – Bezugssystem, etwas wohin wir gehören?

Heimat als Kindheitserfahrung

Entwicklungspsychologisch betrachtet entsteht unser Heimatgefühl in der frühen Kindheit, da wo wir existentiell auf Geborgenheit, Sicherheit und Vertrautheit angewiesen sind, wo wir lernen, uns zu binden, an Menschen, an unsere Bezugspersonen, aber auch an die von ihnen vermittelte Kultur, wo prägende Ersterfahrungen den Rahmen stiften, in dem wir Welt später wahrnehmen, wo wir die sozialen Regeln lernen, an die wir uns anpassen. Diese frühen Beziehungen sind die, die wir kennen, in denen wir uns auskennen und in denen wir uns selbst als stimmig empfinden, wenn wir die Grunderfahrung von Resonanz und Aufgehobensein gemacht haben. Dazu gehört auch der Ort, an dem wir Welt als erstes sinnlich erfahren haben, die frühen Bilder, Gerüche, Geschmäcker, Klänge von Stimmen, Sprachmelodie oder Musik, die Gegenstände, die uns umgeben und an denen wir die Welt im wahrsten Sinne des Wortes begriffen haben. Natürlich ist auch diese Darstellung positiv überzeichnet. Keine Kindheit ist nur Idylle und zu jeder Bindung gehört auch die Erfahrung von Trennung und Abwesenheit, frühe Verlustängste und real erfahrene Verluste. Auch Heimweh ist zuerst ein Kindheitsgefühl und in der Kindheit oft deutlich. Dennoch prägt die Kindheitserfahrung, auch und gerade die verletzte, wie wir uns im weiteren an Menschen und Orte binden.

Auch die Kindheitserfahrung in der Moderne ist keine Erfahrung von ausschließlich Geborgenheit und Beschützsein. (...) Auch heutige Kindheiten haben ihre Katastrophen und Ereignisse, die Kinder lernen müssen zu bewältigen: sehr häufig die Trennung der Eltern, Umzüge und damit wechselnde Kontexte im Zwang der beruflichen und privaten Mobilität, ein unglaublicher Zuwachs an Technologie und Möglichkeiten virtueller Kontakte und Verbindungen und dennoch auch immer noch das physische Allein- oder auch Verlassensein. Die Welt, in der Kinder heute aufwachsen ist sehr verschieden von der unserer Kindheit, aber für sie vermutlich genauso vertraut, sicher und so weit uns das gelingt, ihnen Sicherheit und

Geborgenheit zu vermitteln, heimatlich. Auch sie werden ihre Eltern eines Tages verlassen und ihre eigene Vorstellung von Leben zu verwirklichen versuchen.

Heimat als selbstbestimmter sozialer Raum

Für Erwachsene ist Heimat schwerpunktmäßig kein geschenkter oder erfahrener Ort, sondern eine Umgebung, die sie selbst gebaut bzw. gestaltet haben. Ein Haus, eine Wohnung, die sie für sich und seine Nächsten eingerichtet haben, die eigene Familie, Nachbarschaft, Gemeinde, für deren Beziehungen sie mit verantwortlich sind, ein Arbeitsplatz, an dem sie gebraucht werden und etwas schaffen.

Die Heimerfahrung von Erwachsenen hängt im wesentlichen davon ab, wie sie sich in dem, was sie tun, einerseits verwirklichen oder besser entäußern können, wie sie andererseits damit die Erfahrung von „Kennen, Gekannt und Anerkannt- werden“ (Ina-Maria Greverus) machen können. Die Heimat ist in diesem - erwachsenen - Verständnis ein selbstbestimmter, selbst gestalteter und auch selbst zu verantwortender Fakt; wenn die eigene Familie, das eigene Haus, die eigene Gesellschaft, nicht (mehr) als heimatlich erfahren werden, liegt es an uns, das zu verändern oder zu verbessern. Natürlich ist auch das nur eine Seite der Medaille: gerade in unserer Selbstverwirklichung sind wir angewiesen auf die Resonanz der anderen, auf einen sozialen Nah-Raum, der reagiert, bejaht, unterstützt, inspiriert, aber auch korrigiert oder sogar konfrontiert. Für die meisten Erwachsenen ist Heimat identisch mit den sozialen Beziehungen, die sie sich geschaffen haben und in denen sie sich, sicher, geborgen und anerkannt fühlen.

Es gibt viele Menschen, denen trotz ihrer Bemühungen diese Anerkennung vorenthalten wird, MigrantInnen, die immer wieder als Fremde behandelt werden, Menschen, die keinen Platz in der Arbeitswelt bekommen, es gibt – auch im reichen Mitteleuropa - Erfahrungen von Gewalt, Unterdrückung oder zu großer Abhängigkeit, aber auch das ungelesene Manuskript oder die unerwiderte Liebe verhindern, dass wir uns auf der Welt - in unserer Welt zuhause fühlen.

In diesem Sinn ist Heimat etwas, was ich mache - etwas, das ich herstellen, beeinflussen, entwickeln kann - und das ich immer wieder mit dem in der eigenen Biographie entwickelten Maßstab prüfen kann und muss.

Heimat als Utopie

Die Grunderfahrung einer solchen Prüfung ist auch immer die Erfahrung von Differenz, von Ambivalenz, von Nicht-Übereinstimmung. Die Welt ist nicht vollkommen, die heile, für alle sichere und bergende Welt ist immer noch und immer wieder eine U:topie - Kein Ort Nirgends. Oder wie es Ernst Bloch formuliert hat: ein Ort der allen in der Kindheit scheint und worin noch niemand war. In diesem Sinn ist Heimat viel mehr eine Bewegung als ein Zustand. Wir brauchen aber dieses innere Ziel, diesen weiteren Horizont von Heimat, um nicht in unserem Alltagsgeschäft zu ersticken, nur noch mechanisch in den Mühlen von Arbeit, Familie, Gemeinde, Alltag zu agieren. Die Psychologie sagt, der Mensch braucht das übergeordnete Ziel (den „fiktiven Finalismus“ wie es Adler nannte), um sein Handeln orientieren zu können. Das hat nicht nur eine handlungspraktische, sondern auch eine spirituelle Dimension. Das „Sich Ausstrecken nach der himmlischen Heimat“ (wie es Paulus im Hebräerbrief beschreibt) ist der Motor der Veränderung auf der Erde. Das Wohin? Und das Wozu? verleiht dem Alltagshandeln nicht nur Sinn, sondern energetisiert es auch und motiviert, Schwierigkeiten zu überwinden. Wenn Leben nicht nur eine Fluchtbewegung zum Tod hin sein soll, braucht es eine Vorstellung von gelungenem Leben, von „paradiesischen Zuständen“ oder von einer besseren Welt, „in der die freie Entwicklung jedes einzelnen, die Voraussetzung für die freie Entwicklung aller ist“. (Marx´ Kommunistisches Manifest)

Gerade in dieser Ferne und Vagheit sind diese Utopien natürlich auch missbrauchbar, sie werden zur Ideologie oder Vertröstung, die den Gläubigen das irdische Jammertal erdulden lässt in der Hoffnung auf den himmlischen Preis. Insofern ist auch hier die Realitätsprüfung wieder wichtig, gibt es Anfänge, eine Annäherung an das Ziel, Himmel auf Erden, Erfahrungen von Freiheit, Gemeinschaft, gelungenem Leben.

Beheimatung als alltägliche Aufgabe

In diesem Dreieck von Kindheitserfahrung, praktischem Handeln und utopischer Transzendenz bewegt sich der Heimatbegriff. Er ist – unter den Bedingungen der Spätmoderne - keinesfalls leichter einzulösen. Im Gegenteil: Gerade die Vervielfältigung und Fragmentierung aller Lebenszusammenhänge, vor allem auch im Bereich der sozialen Beziehungen, die permanente Forderung nach Mobilität und Flexibilität, verlangt den Individuen heutzutage einiges ab. Die einzige Möglichkeit, sich in dieser Vielfalt – die ja auch ein Gewinn ist- oft aber als Zerrissenheit erlebt wird, die Erfahrung von Heimat: von Zugehörigkeit, Geborgenheit, aber auch Stimmigkeit (Übereinstimmung mit eigenen Werten und Wünschen) zu erhalten bzw. wieder her zu stellen, ist der Prozess, den ich Beheimatung genannt habe: das Sich- Verbinden mit und Sich- Binden an Menschen, Orte, kulturelle und spirituelle Bezugssysteme. Beheimatung hat damit sowohl eine sozial(psychologisch)e, als auch handlungspraktische, als auch spirituelle Dimension.

Es geht einerseits darum, sich in einem sozialen Netz zu beheimaten, das Erfahrungen von Zugehörigkeit, Anerkennung und Vertrautheit vermitteln kann. Das heißt aber auch, diese Netze zu pflegen, zu entwickeln, in ihnen zu kommunizieren und Verantwortung für das eigene Eingebunden- (vs. Isoliert-) Sein zu übernehmen. Wenn das gelingt, entsteht so etwas wie ein **sense of community** - eine Erfahrung von Gemeinschaftlichkeit, nicht nur für die jeweils Einzelnen, sondern auch in einer Familie, einer Gemeinde, einer Nachbarschaft - eine wesentliche Basis von sozialer Unterstützung und Veränderung.

Es geht zweitens darum, praktische Schritte zur Veränderung der Lebensumstände zu unternehmen: eine Arbeit annehmen, eine Wohnung einrichten, ein Essen kochen, einen Garten anlegen, einen Platz besetzen, demonstrieren, einzugreifen, wenn Menschen bedroht oder Dinge beschädigt werden, sich einzusetzen für bessere Verkehrsanbindung, Ökologie, gesunde Nahrung, aber auch für die Rechte aller hier lebenden Menschen, insbesondere derer, die ausgegrenzt oder unterdrückt werden. Diese Entwicklung verändert die Kultur einer Gemeinschaft, die Partizipation an unseren Belangen gibt uns das Gefühl eines verantworteten Raums aber auch das Gefühl von Handlungsfähigkeit: **sense of control**. Wir sind nicht nur Opfer von Umständen, sondern wir können sie beeinflussen.

Die dritte Ebene ist schließlich das Entwickeln der Utopie, der Vorstellung über ein gelingendes Leben und eine heile Welt, die man braucht, um dem praktischen Handeln einerseits eine Richtung zu geben, andererseits immer wieder zu überprüfen, ob man in dieser Richtung vorankommt, ob das was im praktischen und sozialem Handeln entsteht, sich heimatlich anfühlt (oder einem zunehmend unheimlich wird). Nur auf dieser Ebene, die eher kontemplativ als aktiv ist, entsteht das Gefühl von Sinn, Stimmigkeit oder (innerem) Zusammenhang; mit der eigenen Biographie, mit der Utopie von Heimat, mit allem was dazugehört. **Sense of coherence**, das Gefühl, dass mein Leben hier an diesem Ort Sinn macht und für mich und andere Bedeutung hat, ist das dritte unverzichtbare Element von Beheimatung. (...)

*** Dieser Text ist ein Auszug aus einem Beitrag, den Beate Mitzscherlich für die „Arbeitshilfe zum Weitergeben“ der Evangelischen Frauen in Deutschland e.V. verfasst hat. Er erscheint demnächst unter dem Titel: „Beheimatung in Europa“. Wir danken für die Erlaubnis der Vorabveröffentlichung!**